

Grußwort

Dorit Christ, Pfarrerin

Im Sommer letzten Jahres erhielt ich eine Anfrage von einer Redakteurin des NDR. Sie hatte in der Zeitung gelesen, dass im Braunschweiger Dom vier junge Frauen ordiniert werden sollten. Wird der Pfarrberuf jetzt ein hauptsächlich von Frauen ausgeübter Beruf?, wollte sie wissen. Und ob ich ihr Gründe nennen könnte, weshalb es so viele Frauen sind, die ins Pfarramt gehen. Irgendwie erstaunlich, was sich in den letzten 50 Jahren getan hat, dass wir an diesem Punkt angekommen sind, auch wenn es noch längst nicht so weit ist, dass es tatsächlich mehr Frauen als Männer im Pfarramt gibt.

Als eine der jüngsten Pfarrerrinnen der Landeskirche in Braunschweig bin ich heute eingeladen, hier ein Grußwort zu sprechen, quasi stellvertretend für meine Generation. Das ist gar nicht so einfach, denn sicher hat jede von uns eine ganz eigene Sicht auf die Dinge und unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Ich will darum erstmal ein bisschen von meinen Erfahrungen erzählen und zum Schluss einen kleinen Ausblick wagen, in dem sich, so hoffe ich, auch andere meiner Generationskolleginnen und -kollegen wiederfinden.

So lang ich mich erinnern kann, habe ich weibliche Vorbilder im Pfarramt gehabt. Für mich war es klar: Es gibt Pfarrerrinnen und Pfarrer in unserer Kirche. Kein Wunder, wenn die eigenen Eltern Pfarrer sind. Dass meine Mutter 16 Jahre lang ehrenamtlich gearbeitet hat und dafür kämpfen musste, deswegen die Ordinationsrechte nicht zu verlieren, das habe ich erst viel später erfahren. Für mich war da kein Unterschied zwischen meinen Eltern. Beide waren Pfarrer, hatten ihre eigene Gemeinde. In der Schulzeit waren es vor allem Religionslehrerinnen, teilweise im Schulpfarramt, die mich geprägt haben, und die mit dazu beigetragen haben, dass ich begann, mich für Theologie zu interessieren. 2007 begann ich mit dem Studium in Wuppertal. Auch wenn die Studentenschaft ganz selbstverständlich aus Männern und Frauen bestand, würde ich sagen, dass diese ersten zwei Jahre meines Studiums sehr stark von männlichen Vorbildern geprägt war. Professorinnen gab es in Wuppertal nicht, man las die theologischen Kommentare und Abhandlungen von Männern. Aufgefallen ist mir das erst als ich nach zwei Jahren nach Marburg wechselte, wo ich das erste Mal auf die feministische Theologie traf und merkte, wie stark männlich

geprägt mein Reden von Gott ist. Ich empfand es als sehr weiterbringend in diesem Punkt umzudenken, wollte mir aber die kämpferische Haltung einiger der dortigen Professorinnen und Professoren nicht aneignen. Auch dann nicht, als irgendwann in dieser Zeit die Aussage des Münchner Theologieprofessors Friedrich Wilhelm Graf fiel, der steigende Anteil von Frauen im Pfarrberuf sei für dessen intellektuellen und gesellschaftspolitischen Niedergang verantwortlich. Empört war ich schon, aber ich konnte in meiner unmittelbaren Umgebung keinen Grund dafür sehen, dieser Aussage Wahrheit zuzusprechen. Dafür kannte ich einfach zu viele selbstbewusste und hochintellektuelle Theologinnen.

2016 habe ich dann die andere Seite der Medaille kennen gelernt. Im Rahmen meines Auslandsvikariats in Thailand lernte ich einige Theologiestudentinnen aus anderen Kulturkreisen kennen. Sie reagierten mit großem Erstaunen, als ich ihnen erzählte, dass ich Pfarrerin werde und zwar unabhängig von einem männlichen Senior-Pastor. In Südkorea, so erfuhr ich, muss man einen Pfarrer heiraten, wenn man als Frau in einer Gemeinde tätig sein will. Man hat immer einen übergeordneten männlichen Kollegen.

Welch' ein Glück ich doch habe, dachte ich da. Ich habe nie dafür kämpfen müssen, dass ich Pfarrerin werden darf, dass ich meinen Beruf gleichberechtigt ausüben darf. Das haben andere vor mir gemacht. Und ich bin sehr dankbar dafür. Es gibt zwar immer noch einige wenige, die die Frauenordination ablehnen, aber ich kann gelassen damit umgehen: Das ist nicht die Zukunft.

Die Zukunft des Pfarramts das sind Frauen und Männer. Und doch sind wir auch heute in einem Prozess der Emanzipation, so nehme ich es wahr. So wie in den letzten 50 Jahren Frauen und Männer um ein neues Pfarrerbild gerungen haben, in dem auch Frauen Platz haben, so ringen auch wir mit dem Pfarrerbild, sind auf der Suche nach neuen Wegen. Einiges davon ist strukturell bedingt. Es wird in Zukunft weniger Pfarrerinnen und Pfarrer geben. Für viele Gemeinden heißt das: der Pfarrer lebt nicht mehr vor Ort. Man muss den Pfarrer / die Pfarrerin „teilen“. Ehrenamtliche übernehmen mehr Aufgaben. Für die Pfarrerinnen und Pfarrer heißt das: Man muss noch mehr im Team arbeiten als bisher. Man muss Dinge und Aufgaben abgeben können. Da heißt es sich zu emanzipieren von Ansprüchen und Erwartungen, die von außen an einen herangetragen werden oder die man innerlich an sich selber hat.

Und auf noch etwas, so habe ich den Eindruck, legt meine Generation Wert: auf die Work-Life-balance. Das gläserne Pfarrhaus wird von vielen als große Belastung empfunden. Wie kann ich eine Privatsphäre für meine Familie schaffen? Wie kann ich mir selbst Freiräume schaffen? Kann es für Pfarrerinnen und Pfarrer Arbeitszeitmodelle geben, die klarer zwischen Dienst und Freizeit trennen, oder ist das von vornherein mit dem Berufsbild einer Pfarrerin unvereinbar, wo doch eigentlich alle, die 50% arbeiten ganz selbstverständlich mehr als das arbeiten? Mit diesen Fragen machen wir uns auf den Weg, stoßen auf Widerstände und wollen da trotzdem weiterdenken. Denn wie die Geschichte der Frauenordination zeigt, lohnt es sich, das Amtsverständnis nicht in Stein zu meißeln, sondern in Bewegung zu bleiben.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.